

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 46.

Donnerstag, 24. Februar

1927.

(16. Fortsetzung.)

Die müde Diana.

Ein Polizeiroman von Otto Scherlin.

(Nachdruck verboten.)

Dreizehntes Kapitel.

Die „Amazonas“, ein moderner Turbinendampfer von zwölftausend Registertonnen, hatte Lissabon pünktlich mit Kurs auf die Kanarischen Inseln verlassen.

Luz und Carlotta Petersen befanden sich an Bord. Es lag im Plane Doktor Luz, Carlotta erst auf hoher See, ganz zufällig kennenzulernen. Nachdem er unschwer festgestellt hatte, daß Herr und Frau Rivadeiro sich unter den Passagieren befanden, suchte Luz seine Kabine auf und überließ Carlotta im Sinne eines vorher ausgestellten „Schlachtplanes“ vorerst allein das Feld. Die der Tänzerin gestellte Aufgabe entsprach ihren Neigungen und Fähigkeiten vollständig, und Luz wußte, daß er sich diesmal auf seine Agentin ruhig verlassen könnte. In seiner Kabine stapelte er auf dem kleinen Kasütentisch eine ganze Anzahl Karten, Schiffsslisten und Fahrpläne auf, Dinge, die er in Lissabon erstanden hatte, und vertiefte sich in deren Studium. Dann legte er sich aufs Bett, um einige Stunden zu ruhen. Er erwachte aus einem leichten Halbschlummer, als es in drei rhythmischen Schlägen von draußen an die Tür pochte. Die Tür öffnete sich, Carlotta huschte wie eine Käze in die Kabine und drückte schnell die Tür hinter sich ins Schloß. Luz war sofort auf den Beinen und schloß das Bullauge.

„Nun —?“ Ein ganzes Dutzend verschiedener Fragen lag in diesem einen Wörtchen.

„Erledigt“, sagte Carlotta stolz, und ein freudiges Lachen ließ ihre schönen Zähne sehen. „Es ging leichter, als ich dachte. Die beiden sind Mutter und Sohn, nicht Mann und Frau. Der junge Rivadeiro ist ein äußerst liebenswürdiger und weltgewandter Herr, in den ich beinahe schon verliebt bin, so daß ich es vielleicht bald bedauern werde, ihn zu verraten.“

Luz wurde ernst. „Keine Dummheiten, Carlotta“, sagte er langsam, warnend und mit Betonung. „Persönliche Gefühle müssen ausschalten. Herr Rivadeiro steht in dringendem Verdacht, das schwerste Verbrechen begangen zu haben, das unser Strafgesetzbuch kennt. Wenn Sie Dummheiten machen —?“

Carlotta schloß Luz mit ihrer weißen, feinberingten Hand lachend den Mund. „Keine Bange!“ sagte sie. „Da ich in Sie immer noch ein klein wenig mehr verknallt bin, als in den gezierten und parfümierten Jungen, so nett er in der Tat auch ist, haben Sie keinen Verrat zu befürchten. Ich mache Sie heute abend auf ganz zwanglose Art und Weise mit Rivadeiro bekannt, das weitere ist dann Ihre Sache. Herr da Rivadeiro zappelt bereits, er macht mir in einer derart exaltierten Weise den Hof, wie es nur bei einem Südländer möglich ist, und hat es auch bereits fertiggebracht, den Platz im Speisezimmer neben mir zu erhalten. Nach dem Essen treffen wir im Rauchsalon zusammen. Einverstanden?“

„Ja“, sagte Luz und tätschelte Carlotta die Wangen. „Sie sind ein famoses Frauenzimmerchen. Jetzt seien Sie aber zu unauffällig zu verschwinden, es ist nicht unumgänglich nötig, daß man uns beide hier in meiner Kabine überrascht.“

Als Luz einige Stunden später nach dem auf den internationalen Kurusdampfern üblichen opulenten Abendessen im Rauchsalon vor einem Glase eisgekühlten Schwedenpunsch saß, erschien Carlotta Petersen mit einem jungen schwarzen Herrn in weißem Leinenanzug. In der Tür des Raumes sah sie sich nach allen Seiten um. Als sie Luz erblickte, stutzte sie und wechselte mit ihrem Begleiter einige kurze Worte. Beide traten auf den Tisch zu, an dem Luz allein Platz genommen hatte. Dieser erhob sich höflich, Carlotta reichte ihm wie einem alten Bekannten die Rechte, die Luz galant an die Lippen führte, dann verneigte er sich vor dem Begleiter der Tänzerin.

„Darf ich die Herren bekannt machen“, sagte Carlotta. „Herr Hauptmann Raoul da Rivadeiro, Herr Oberleutnant von Pochhammer.“

Luz klappete militärisch, seiner angenommenen Rolle getreu, die Haken zusammen.

Die drei nahmen am Tisch Platz, und Luz machte bei dem Steward eine Bestellung für Carlotta und ihren Begleiter.

Der Brasilianer war äußerlich eine durchaus sympathische Erscheinung, die finstere „Mörderphysiognomie“ ging ihm völlig ab. Er plauderte mit Luz harmlos und zwanglos in einem etwas harten, aber sehr sauberen und gutgefehlten Deutsch.

Begreiflicherweise drehte sich das Gespräch in erster Linie um militärische Dinge. Der Brasilianer suchte mit Rücksicht auf die Tänzerin die Konversation häufig in mehr allgemeine Bahnen zu lenken. Als er aber feststellte, daß Carlotta nicht nur an militärischen Fragen Interesse hatte, sondern auch, wie sie durch hingeworfene Fragen und eingestreute Bemerkungen bewies, für militärtechnische und militärwissenschaftliche Dinge großes, für eine Frau sogar erstaunlich großes Verständnis, an den Tag legte, blieb es beim „Fachsimpeln“. Rivadeiro war ein aufrichtiger Bewunderer Deutschlands. Er hatte zwei Jahre in Deutschland gelebt, war einer militärischen Kommission zugewiesen, die sich studienhalber in Deutschland aufhielt. Im Laufe der äußerst angeregten Unterhaltung unterbrach sich der Brasilianer. „Darf ich die Herrschaften zu einer kleinen Erfrischung einladen?“ Bei diesen Worten griff er nach der Weinkarte.

Luz, dem diese Einladung des brasilianischen Hauptmanns vorzüglich in sein Programm passte, zierete sich nicht lange. Einige Minuten später perlte der Sektkühler in den Gläsern.

„Ich trinke auf Deutschland“, sagte Hauptmann da Rivadeiro und hob sein Glas. Dankend tat ihm Luz Bescheid. Niemand hatte den kurzen Blick, den Luz mit Carlotta Petersen wechselte, gesehen. —

Als sich die drei am folgenden Morgen am Frühstückstisch wieder trafen, stellte der Brasilianer Luz und Carlotta Petersen seine Mutter vor, eine jugendliche Erscheinung, der man den erwachsenen Sohn nicht anmerken konnte. Während Carlotta mit dem Hauptmann in deutscher Sprache flirtete, bemühte sich Luz um die Frau. Die Konversation wurde teils in Französisch, teils in

Spanisch geführt. Luz verstand nicht genug Portugiesisch, um sich geläufig unterhalten zu können. Nach dem Mittagessen, während des Kaffees, den die vier auf dem Promenadendek einnahmen, brachte Luz unauffällig das Gespräch auf Deutschland und den Aufenthalt der Rivadeiros in Hamburg. Er erfuhr, daß sie sich zu Vergnügungszwecken einige Wochen in Deutschland aufgehalten hatten. Sie hatten Bremen, Berlin, Dresden und Frankfurt am Main besucht. „In Berlin habe ich Freunde aus meiner Studienzeit“, sagte Rivadeiro, „in Frankfurt hatte Mama einen guten Bekannten, aber“, fügte er ernst hinzu, „er ist inzwischen gestorben.“

Luz beeilte sich, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. „Der Lebende hat das Recht“, sagte er und erhob sein Likörglas. „Es lebe das Leben!“ rief er ausgelassen.

Der Brasilianer trank mit einem stereotypen, gesellschaftlich nichtsagenden Lächeln sein Gläschen leer. Sennora da Rivadeiro zog fröstelnd ihren Spitzenschal um die Schultern.

„Die Herrschaften wollen mich entschuldigen“, sagte sie leise, „ich bin müde, Seefahren bekommt mir nicht, ich möchte ein wenig ruhen.“

„Restez encore un petit moment, Madame“, sagte Luz bittend. „Ich muß Ihnen noch etwas erzählen. Ich feiere morgen meinen Geburtstag, ich werde zweihunddreißig Jahre alt. Dieser Geburtstag ist insofern für mich von besonderer Bedeutung, als ich an diesem Tage die Nutzung eines größeren Vermögens erhalten, die mir aus testamentarischen Gründen bis zum zweihunddreißigsten Jahre vorenthalten blieb. Diese, sagen wir mal, Erbschaft, sieht mich in die Lage, meinen Lieblingswunsch, eine Frau, die ich seit Jahren liebe und verehre, heimzuführen, und ich möchte diesen Geburtstag nicht lang und langlos vorübergehen lassen. Ich veranstalte morgen eine kleine Festlichkeit und wäre Ihnen beiden herzlich dankbar, wenn Sie mir die Ehre geben würden, meine Gäste zu sein.“

Rivadeiro wechselte mit seiner Mutter einen Blick.

„Enchanté, Monsieur, de votre aimabilité“, antwortete die Frau müde, „nous acceptons avec beaucoup de plaisir.“ (Wir nehmen gern an.)

„Wo soll die kleine Feier sein, Herr Oberleutnant?“ fragte Rivadeiro. „Hier an Bord?“

„Nein“, erwiderte Luz. „Wir erreichen morgen gegen zehn Uhr die Insel Madeira, dort ist fahrrplanmäßig, zur Übernahme neuer Kohlen, ein Aufenthalt von acht Stunden vorgesehen. Ich beabsichtige, dem Vertreter des Deutschen Reiches in Funchal, der Hauptstadt Madeiras, meine Aufwartung zu machen, ich kenne ihn von der Universität her, und bei ihm wollen wir den Tag festlich begehen. Ich sende ihm nachher ein Radiotelegramm und bitte, uns das Konsulatsboot an den Hafen zu senden. Einverstanden?“

„Ja“, antwortete Rivadeiro für sich und seine Mutter, „Wir danken Ihnen. Fräulein Petersen kommt doch auch mit?“

„Aber selbstverständlich, gnädiges Fräulein“, bat Luz. „Es würde mir natürlich eine ganz besondere Freude sein, wenn Sie, als wohl die einzige Landsmännin an Bord, an der geplanten Festlichkeit teilnehmen wollten.“

Eine halbe Stunde später sah Luz ein ausführliches Radiotelegramm an Herrn Doktor Heiligenstad, den Vertreter des Deutschen Reiches in Funchal auf Madeira, auf.

Bierzehntes Kapitel.

Am folgenden Morgen gegen elf Uhr lief die „Amazonas“ den Hafen von Funchal an. Die Reisenden standen an der Reling und bewunderten das prachtvolle Bild der starken Brandung, die sich an dem zerklüfteten, felsigen Ufer brach; dahinter erhob sich die amphitheatralisch gebaute Stadt mit ihren weißen Häusern. Eine Anzahl Passagiere der „Amazonas“ benutzten den mehrstündigen Aufenthalt, um an Land zu fahren, trotzdem die Stadt als solche nicht viel bieten sollte. Luz, Carlotta und Hauptmann Rivadeiro bestiegen eine kleine Dampfsarkasse, die am Heck die schwarz-weiß-rote Flagge führte. Frau Carmencita da Rivadeiro mußte sich einen Besuch von Funchal leider versagen, da sie von der See-

frankheit gerade furchtbar gequält worden war und ihre Kabine, wo sie stöhnen und wimmernd, von der Stewardess betreut, lag, nicht zu verlassen wagte. Luz war über diesen Zwischenfall ärgerlich, ließ aber seine Bestimmung nicht merken. Letzten Endes interessierte ihn auch nur die Person des jungen Mannes, der harmlos vergnügt, ohne die Falle zu ahnen, in die er gelockt werden sollte, an der Seite Carlottas saß und ihr die libertiesten Schmeicheleien und Komplimente sagte.

Das deutsche Konsulat lag außerhalb der wirklichen und hügeligen gebauten Stadt. Die drei Reisenden bestiegen mit dem Führer einen der landesüblichen, von zwei Ochsen gezogenen Schlitten und ließen sich durch die staubigen und nicht übermäßig reinlichen Straßen hinaufziehen. Funchal zählt heute ungefähr zwanzigtausend Einwohner, die zumeist in recht ärmlichen Verhältnissen leben. Der Verkehr in den buckeligen Straßen war gerade jetzt zur Mittagszeit ganz unbedeutend, ab und zu begegnete den dreien eine Bäuerin, die Landesprodukte, wie Bananen, Zuckerrohr oder Mais, in einem Schlitten hinter sich zu Tals zog. Die wenigen Läden der einzigen Hauptstraße waren geschlossen. Die Stadt schließt, träumte, bis auf einige wenige schmutzige portugiesische Soldaten, die, Zuckerrohr laufend, oder eine Papierzigarette rauchend, in den heißen Gassen herumlungerten und die Fremden neugierig betrachteten.

Vorlesung folgt.

Max kennt die Methode.

Bon Erwin Stranit.

Max sah es ganz ruhig zu Sonja, ohne sich im geringsten dabei zu erregen: „Ich besitze schon wieder keinen Groschen Geld. Wir können deshalb jetzt nicht zum Film-Uhr Tee, aber abends spielen wir dafür bei Soher.“

Sonia polierte ihre Fingernägel.

„Schon gut, ich warte.“

Dann stand sie lässig auf, half Max in seinen Pelz, reichte ihm den neuen niedrigen Hut, die echte englischen Handschuhe und den Stock mit dem goldenen Griff ring.

Max betrachtete sich wütend im Spiegel.

„Wirke wieder fabelhaft dingswirkt.“

Küßte Sonja und schloß die Türe hinter sich.

Eine halbe Stunde später stieß er mit Bobby zusammen, der soeben den Ring herauskam.

„Ach Bobby,“ sagte er lachend, „Bobby, was mir heute Komisches passiert ist! Gehe ich fort und lasse meine Brücktasche zu Hause! Dabei soll ich noch zu einer Begegnung! Jetzt muß ich den Weg zu Fuß machen. Fabelhaft amüsant, so wieder einmal zu Fuß.“

Bobby grinste ebenfalls.

„Na, Max,“ meinte er, „willst du nicht vielleicht —“

„Mir etwas von dir ausborgen?“ erwiderte Max enttäuscht, „was fällt dir ein! Wenn man so vergeßlich ist, muß man's büßen.“

„Aber falls du dich verhätest —“

„Max bleibt stehen. Ungezwungen.“

„Verhärtung,“ rief er blau, „das heißt Verlust von ein paar Hunderttausend. Ich sollte doch ein Auto — fünf Schillinge, Bobby, — bis morgen —“

Bobby zieht den grünen Schein aus der Tasche.

„Nicht der Rede wert, Max, — viel Erfolg!“

Beim nächsten Autostandplatz sieht er Charlie, streitend mit einem Chauffeur.

„Hol's der Henker,“ brummte Charlie, „ich hab' nun einmal kein Kleingeld.“

Max tritt hinzu.

„Kleingeld — servus Charlie — Kleingeld — braucht du — wieviel?“

„Nun, wenn du mir aushelfen kannst, — drei Schillinge.“

„Drei Schillinge,“ greift Max sofort in die Tasche, „die hab' ich leider nicht, doch da — fünf, ja?“

Charlie strahlte.

„Fünf — trifft sich ausgezeichnet. Du bist wirklich ein netter Kerl.“ — „Da haben Sie, Sie Lümmel!“ — das geht den Chauffeur an. — „Vier Schillinge fünfundfünfzig macht die Tasse, das übrige ist Trinkgeld.“

Dann wendet sich Charlie ab und Max hängt sich in ihn ein.

„Du willst zu Goldberg und Bruder,“ fragt er interessiert. „Gutes Geschäft in Aussicht? Ja, ich habe gestern auch kein verdient. Nur ein ganz kleines Malheur dabei. Ich komme von Salman und Co. herunter, wie ich auf die Straße trete, fällt meine Uhr aufs Pflaster. Weiß Gott, wiejo. Natürlich ist das Werk kaputt. Ich müsste sie gleich in Reparatur geben.“

Charlie, der sich noch über die fünf Schillinge freut, ist ganz Ohr.

„Und — ist sie schon gerichtet?“

„Leider braucht eine Woche,“ sieht Max bestimmt drein, „und ich hab' keine zweite. Ekelhaft, nie zu wissen, wie spät es ist.“

Charlie nestelt bereits an seiner Kette.

„Du,“ sagt er, „wenn's weiter nichts ist — eine — und möchtest die andere. Du warst gerade so nett und ich habe ohne dies daheim eine andere. Nimm die einstweilen.“

Max lächelt süß.

„Du bist wirklich ein Freund. In ein paar Tagen bringe ich sie zurück.“

„Aber hat keine Eile,“ schüttelt ihm Charlie noch rasch die Hand, ehe er die Türe von Goldberg und Bruder aussinkt.

Max fühlt sich bereits sehr gehoben. Er weiß, was er will und das macht ihn so sicher.

Darum sieht er auch furchtbar vornehm aus, als er im Café Splendid, seinem Stammcafé, nach einer Tasse Schokolade nicht den Ober, sondern den Besitzer des Lokals verlangt.

„Verteuftes Malheur heute gehabt,“ begrüßt er diesen. „Sie müssen mir unbedingt aus der Patsche helfen.“

„O bitte,“ dienert der Chef um seinen Kunden, wenn auch nicht gerade hörderlich erfreut.

„Ich muß irgendwo meine Brieftasche verloren haben. Dass ich lieb sie liegen. Hatte derart viel zu besorgen. Aber Sie brauchen nichts zu befürchten. Ich lasse Ihnen meine goldene Uhr da. Ein prachtvolles Werk!“

Der Cafétier hebt abwehrend die Hände.

„Aber, Herr von Straner, ich werde doch kein Pfand von Ihnen nehmen! — Mit wieviel darf ich mir die Ehre geben, Ihnen auszuhelfen?“

„Zweihundert Schilling etwa!“ sagt Max lässig und reicht die Uhr hin.

„Zweihundert Schilling,“ zählt ihm der Cafétier auf, steht die Uhr ein und läßt die Schokolade auf seine Kosten abrechnen.

Max denkt, es wäre eigentlich schon genug, aber da ihm das Glück hold ist, will er gleich ganz nobel sein. Und da eben ein wundervoller Rolls Ronce vorbeifährt, winkt er dem vorüerten Chauffeur.

„Halloh, Freund, warten Sie einen Augenblick.“

Der Chauffeur kommt.

„Sie wünschen?“

„Sagen Sie — Sie verstehen doch einen Spah?“ nähert sich ihm Max vertraulich und lädt seine Ringe funkeln, „für einen guten Spah habe ich immer eine offene Hand.“

Der Chauffeur wittert ein Trinkgeld.

„Bitte sehr —“

„Ich habe eine kleine Freundin in der Vorstadt,“ sagt Max ganz intim, „mit der könnten wir uns einen Zug erlauben, Sie sind doch schon frei?“

„Ja — der Wagen sollte schon in die Garage.“

„Trefflich,“ schwunzelt Max, „Sie fahren mich zu der kleinen, nachher fahren wir zu Sacher soupern, — Sie können sich dabei bestellen, was Sie wollen, in der Schank natürlich, — und zum bloß so, als ob dies mein Wagen wäre.“

Der Chauffeur klängt sich vor Vergnügen auf die Knie.

„Warum nicht? — Wenn sichs auszahlt?“

Und schon schwingt sich Max in den Wagen, der mit großer Geschwindigkeit zu Sonja fährt.

Sonja hat sich bereits in Abendtoilette geworfen, als Max ins Zimmer tritt. Mit ein paar Worten ist sie über alles orientiert und bestriedigt. Nach zehn Minuten fahren sie im eigenen Wagen bei Sacher vor, weisen das Feinste und zählen hierfür hundertfünfzig Schillinge. Nachher führt sie der Chauffeur noch ein bisschen spazieren und erhält die restlichen fünfzig Schilling als Lohn.

Als sich Max und Sonja um ein Uhr nachts zur Ruhe begeben, verlassen sie sofort in den Schlaf der Gerechten und keiner kümmert sich darum, was morgen kommen wird.

Schließlich — denkt Sonja, schon halb im Traum — hat ja sie sich nichts geborgt — und Max, nun Max — der kennt doch die Methode.

Der fehlende Knopf.

Von O. Sättler.

Der fehlende Knopf ist ein Gegenstand, den man wohl meist noch besitzt, nur daß er nicht an dem Platze ist, an dem er ordnungshalber gehörte. Einmal sietete er die Stelle, da er seinen Dienst verrichten konnte, ein Kleidungsstück ordentlich beibehalten zu halten. Aber eines Tages fiel es ihm ein, Urlaub zu verlangen, und er nahm ihn, ohne erst darum nachzudenken. Und seitdem führt er in irgend einer Tasche ein beschämendes, aber von Dienstleistungen unbeschwertes Dasein.

Ich weiß nicht, ob es schon eine Psychologie des abgesprungenen Knöpfes gibt. Ich habe jedenfalls noch keine gelesen. Wenn Sie jemand schreiben will, das Urheberrecht trete ich gratis und franco ab.

Es gibt Abschnitte in unserem Leben, wo einem ein abgesprungener Knopf ein Vergnügen bereitet. Wenn man als Junge über den Anger tollt und der immer etwas zu knappe Anzug pläzt, so ist diese Befreiung von lästigem, einengendem Druck eine durchaus nette Sache. Anders, wenn der erste Flamm auf der Oberlippe spricht und man seinen Schnabel darein setzt, gut oder auffällig angezogen zu sein, da man bereits nach der holden Weiblichkeit ausschaut und sich ihr vorteilhaft empfohlen halten möchte. In dieser Zeit gibt es keine abgesprungenen Knöpfe, darf es keine geben. Mutter, Großmutter, Schwestern, Tanten und Cousinen jagen auch dafür, daß der fehlende Knopf eine Unmöglichkeit ist. Aber dann begibt sich das große Ereignis, daß man aus dem Verbande sorgender Weiblichkeit ausscheidet und sein Wohl und Wehe einer einzigen Frau anvertraut. Was früher in vorteilhafter Arbeitsteilung erledigt wurde, ruht jetzt auf den schmalen Schultern einer einzigen kleinen Frau, die noch dazu ihre Sorgen und Denken einer ganzen Reihe anderer Verbindungen zuwenden muß. Kein Wunder also, daß ein abgesprungener Knopf weniger Beachtung findet als jemals ein abgesprungener Freier.

Aber auch der, den es am meisten angeht, wenn ein Knopf seinen Platz verlassen hat, legt diesem Ereignis weit weniger Bedeutung bei als früher. Wozu auch? Wem will er gelallen, vor wem will er vorteilhaft erscheinen? Wenn er schon wollte, darf er es und verspricht es einen Erfolg? Und schließlich: Die arme, kleine Frau hat so vieles zu tun, da wird man doch als rücksichtsvoller Gatte nicht zur unrechten Stunde mit dem Anliegen herausrücken, daß die müden Händchen auch noch diese Dinge besorgen. Man hat Zeit, man kann warten, bis sich die Gelegenheit von selbst ergibt. Allerdings wagt man eine leise Erinnerung. Dann heißt es: Aber natürlich, Liebster, sogleich. Dieses Sogleich zieht sich etwas in die Länge, und nach einigen Stunden ist der Knopf vergessen, zumal er ja weiter sein beschauliches Dasein in irgend einer Westentasche führt. — Natürlich gibt es auch da Ausnahmen, wie es auch sehr ordnungsliebende Menschen gibt, die ihr Leben genau nach dem Stundenplan geregelt haben. Bei denen gibt es keine fehlenden Knöpfe. Sie sind die Ordnung selber. Und das kann sich sehr gut ausnehmen. Aber ich weiß weder, ob sie sehr sympathische Menschen sind, noch ob sie sehr tüchtige Menschen sind. Da das hier keine Doktorarbeit sein soll, in der jede ausgemoriene Frage beantwortet werden muß, sei sie offen gelassen. Ich nehme aber an, daß es überall so etwas wie einen „fehlenden Knopf“ geben wird, wenn die Geschichte auch nicht immer wie ein Knopf aussieht.

Scherz und Spott

Sein Leiden. Willi stavt höchst traurig von der Schule heim und erregt durch sein bestimmtetes Aussehen das Mitleid einer guthergütigen alten Dame. „Was fehlt dir denn, mein kleiner Mann?“ fragt sie freundlich. — „Tuberkulose und Rheumatismus“, erwidert Willi. — „Aber das ist doch Unsinn! Wie kommst du darauf?“ — „Der Lehrer hat mich doch rausgeschmissen, weil ich die Worte nicht buchstabieren konnte“, sagt Willi schluchzend.

Getränkter Schnabel. Der Taschendieb ist auf frischer Tat erwischt worden, und sein Rechtsanwalt sucht den Fall in möglichst mildem Lichte darzustellen. „Ich bitte zu berücksichtigen“, sagt er zu den Richtern, „daß der Angeklagte nur wegen einfachen Diebstahls verurteilt werden kann.“ — „Erlauben Sie mal“, ruft da der Dieb entrüstet, „den Diebstahl nennen Sie einfach? Den müßten Sie mir erst mal nachmachen!“

Schlimmes Zeichen. „Ich glaube, du liebst mich nicht mehr“, schluchzte sie herzerbrechend. — „Wie kannst du nur so etwas glauben?“ fragte er verzweifelt. — „Ja, du bist die ganze Woche jeden Abend fortgegangen, bevor Pava dir drohte, er werde dich rauschmeißen.“

Die Wechselwirtschaft im Garten.

Eine Hauptbedingung für einen erfolgreichen Gemüsebau ist die Wechselwirtschaft, die Bebauungsweise, die alljährlich mit dem Standorte der Gemüse wechselt. Diese Methode bietet wesentliche Vorteile, so dass sie allgemeine Beachtung finden sollte. Namentlich müsste sie jedem Gartenfreunde schon um deswillen einleuchten, als durch sie an Stalldünger wesentlich gespart werden kann, ein Vorteil, der durch die schwierige Beschaffung des Stalldüngers besonders in den Städten nicht hoch genug geschätzt werden kann. Durch die Wechselwirtschaft wird dem Nahrungsbedürfnis der einzelnen Gemüsesorten gehilfreich und zweitmäig Rechnung getragen, so dass diese sich trotz der Verminderung des Stallüngers gegenüber der alten Bebauungsweise, nach der jedes Jahr der ganze Garten gedüngt wurde, zur größten Vollkommenheit entwickeln und höchsterträge liefern.

Zur Durchführung der Wechselwirtschaft braucht nur etwa ein Drittel des Gartens alljährlich mit Stallmist gedüngt zu werden. Dabei ist in der Weise zu verfahren, dass jedes Jahr das nächste Drittel an die Reihe kommt und im vierten Jahre erst wieder mit der Düngung des ersten Drittels begonnen wird. Entsprechend der Düngung wird auch mit dem Anbau der verschiedenen Gemüsesorten gewechselt. Dadurch wird vermieden, dass ein- und dieselbe Gemüsesorte auf den gleichen Standort wie im vorigen Jahre zu stehen kommt, ein Umstand, auf den man früher weniger Gewicht legte. Wird jedoch der Wechsel mit den Gemüsesorten nicht reinlich durchgeführt, dann sind Mißfolge und Rüttgänge im Ertrag bald bemerkbar. Schon vom dritten Jahre ab tritt eine auffallende Verschlechterung des Ernteretages ein, da das Gemüse viel später reift und sich nicht vollkommen entfaltet, ja sogar teilweise geradezu entartet. Dazu nehmen Krankheiten und Schädlinge in bedenklichem Maße zu und tragen das ibrige zur Verminderung des Ertrages bei. Aus diesen Gründen muss auch im kleinsten Garten die Wechselwirtschaft reinlich durchgeführt werden und in jedem Jahre ein Bebauungsplan sorgfältig aufgestellt werden. Dabei sind die nachfolgenden Grundsätze zu beachten.

Der Garten wird, wie schon bemerkt, den verschiedenen Nahrungsbedürfnissen der einzelnen Gemüsesorten entsprechend in drei Teile oder Quartiere eingeteilt.

Die erste Abteilung nimmt die starkzehrenden Gewächse auf, die Stickstoffresser, die sich durch reiches Blätterwert auszeichnen und die zu dessen Aufbau große Mengen Stickstoff benötigen. Dabün gehören vor allem die sämtlichen Kohlarten, Römisch Kohl (Mangold), Salat, Spinat, süße Kartoffeln, Gurken, Melonen, Kürbis, Tomaten, Sellerie und Lauch (Poree). — Diese Abteilung erhält im Herbst eine kräftige Düngung mit Stallmist (auf 100 Quadratmeter 15 Zentner), oder in Ermangelung dessen mit nahrhafter Komposterde oder mit Lauche durchtränktem Torf-mull. Zur Ergänzung der in diesen enthaltenen Nährstoffe ist noch auf den Quadratmeter 50 Gramm Thomasmehl und 60 Gramm Kainit ebenfalls schon im Herbst zu geben. Nach der Aussaat bzw. der Beplantung ist dann im Frühjahr alle 2—3 Wochen noch eine Volldüngung von Nitrophoska, einem neuen Stickdinger, der Kali, Stickstoff und Phosphorsäure im richtigen Verhältnis enthält, zu streuen. Es genügen schon 1—2 Prisen für jede Pflanze. Das Nährsalz ist alsbald flach unterzuhauen, an trockenen Tagen muss bewässert werden. Bequemer ist diese Düngung in flüssiger Form als sogenannter Dungzus zu geben. Man löst dann von dem Nitrophoska 15 Gramm in 10 Liter Wasser auf und gießt damit die Pflanzen an regnerischen Tagen oder bei Trockenheit des Abends. Natrium ist jedoch nach der Verabfolgung des Dungzus stets die Pflanzen mit reinem Wasser zu überwaschen, damit sie nicht durch eine etwa erfolgte Benetzung des Dungwassers leiden. Gut ist auch ein Dungzus von ausgelösitem und vergorenem natürlichem Dünger (Geißigelmist, Abort usw.). Ein Liter davon ist mit 10 Liter Wasser und einer Beigabe von 50 Gramm Superphosphat zu vermengen.

Die zweite Abteilung wird mit den schwachzehrenden Wurzelgemüsen, wie Salat- oder Roterüben, Gelberüben (Möhren) und Karotten, Schwarzwurzeln, Rettichen und Radisches und endlich Zwiebeln und Petersilie bepflanzt. Alle diese Pflanzen kommen auf den Teil des Gartens, der ein Jahr zuvor kräftig gedüngt worden war und durchweg starkzehrende Pflanzen der Abteilung 1 ge-

tragen hatte. In leichten, sandigen Böden ist im Heroste zur Ergänzung des geschwundenen Humus der Böden mit Komposterde oder mit wassertränktem Torf-mull beim Umspanen zu mischen. Außerdem gibt man diesen Böden, wie guten Kulturböden, im Herbst die selbe Menge Thomasmehl und Kainit wie bei den Pflanzen der ersten Abteilung und außerdem noch eine leichte Kalbdüngung (auf 1 Ar 15 Kilogramm). Im Frühjahr folgt noch eine Düngung von schwefelrauem Ammonia (3 Kilogramm auf 1 Zentner).

Die dritte Abteilung wird für die Hülsenfrüchte Erbsen, Bohnen (Stangen- und Buschbohnen), ferner Gewürzkräuter, Meerrettich und Feldsalat zurückbehalten. Diese Pflanzen nehmen bei regelrecht durchgeführter Wechselwirtschaft die Stelle ein, die im Jahr zuvor die Wurzelgemüse getragen haben. Eine Stallmistdüngung unterbleibt; im übrigen wird sie wie die zweite Abteilung behandelt, nur die Menge des auszustreuenden Thomasmehl und Kainits wird verdoppelt. Auch im Frühjahr erhalten die aufgegangenen Erbsen und Bohnen eine Gabe von 30 Gramm schwefelrauem Ammonia und später, nach dem ersten Haken, noch einmal 40 Gramm Nitrophoska auf einen Quadratmeter. B. C.

Auch während des Winters bedürfen unsere Zimmerpflanzen aufmerksame Pflege.

Am meisten haben eine solche Pflege unsere Blattpflanzen nötig. Ihre Blattflächen bedecken sich oft mit Staub und Schmutz, der mehr, als man gewöhnlich glaubt, den Pflanzen schadet. Er verstellt die zahlreichen, dem Auge nicht sichtbaren Poren, durch die die Pflanzen atmen und föhren auf diese Weise wichtige Lebensvorgänge, die auch im Winter nicht ruhen. Darum sind die Blätter mindestens jede Woche einmal mit einem weichen Schwamm und lauwarmem Wasser abzuwaschen. Wenn auch so oft, als es mildes Wetter erlaubt, die Fenster des Blumenzimmers geöffnet werden sollen, damit frische Luft zu den Pflanzen dringen kann, so muss doch die Lüftung bei kaltem Wetter unterbleiben, oder die Pflanzen sind während derselben in einen Nebenraum zu bringen. Sie erhalten erst dann wieder ihren alten Standort, sobald sich das Zimmer einigermaßen erwärmt hat. Besonders schädlich wirkt kalte Zugluft im Winter auf die besseren Pflanzen ein, die sie augenblicklich zugrunde richten oder wenigstens ein langes Siechtum herbeiführen kann. Auch mit dem Gießen sei man recht vorsichtig; es dient in den meisten Fällen nur dazu, den Wurzelballen vor dem Austrocknen zu schützen. Deshalb gieße man nur so oft als notwendig ist und dann nur mit lauwarmem Wasser.

Stäbe und Pfosten lassen sich durch Imprägnieren haltbarer machen.

Für frisch geschlagenes, also noch „grünes“ Holz eignet sich das Kupferoxyd ganz vorzüglich zu seiner Haltbarmachung. Die zu imprägnierenden Stäbe oder Pfosten stellt man in 4-prozentige Kupferoxyd-Lösung im Winter in einen geheizten Raum, im Frühjahr in einen recht sonnigen Windel. Bereits nach 6—8 Tagen sind die Enden der Hölzer grün, sie sind also von der Lösung vollständig durchdrungen.

Etwas umständlicher ist das Verfahren bei bereits vollständig trockenem Holze. Dazu benötigt man einen Kessel, der im Freien auf ein paar Steinen aufgestellt wird, so dass man Feuer darunter anbringen kann. In den Kessel werden die halbbar zu machenden Stäbe gestellt und, damit sie nicht umfallen, an ein Lattengerüst angelegt. Der Kessel wird hierauf mit Steinkohlenteer, Karbolinum oder Kreosot angefüllt und mindestens zwei Stunden lang erhitzt. Die Pfähle müssen hierbei so tief in die konservierende Flüssigkeit hineingetragen, dass der imprägnierte Teil bei seiner späteren Verwendung noch 15 Centimeter über den Erdboden reicht.

Pfosten, die bereits im Garten in der Erde stehen, können noch nachträglich haltbar gemacht werden. Sie werden zu diesem Zweck an verschiedenen Stellen bis in die Mitte ihres nach unten angebohrten. In diese Löcher, die einen Durchmesser von 1½ Zentimeter Durchmesser haben sollen, giebt man warmes Karbolinum oder Kreosot ein und verschließt die Öffnung mit einem Korkstopfen. Nach einem Vierteljahr wiederholt man das Füllen. Das Karbolinum oder Kreosot dringt in die Poren des Holzes ein und macht es dauerhaft.